Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 26

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641140

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26
XVI. Jahrgang
1926

Bern
26. Juni
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Die Zeit ist mild.

Von Johanna Siebel.

Gemach, gemach! Und klage nicht zu sehr.
Die Zeit ist mild. Einst weißt du es kaum mehr,
Daß heut' dein Lieben ward so sehr verletzt,
Daß dich die Not rastlos umhergehetzt,
Und daß ein Mensch, den du so heiß geliebt,
Verspottet dich, verlassen und betrübt.

Dann weißt du nur, daß irgendwann ein Schmerz
Getroffen hat dein armes junges Herz,
Dann weißt du nur, daß irgendwann ein Leid
Dich heimgesucht in einer fernen Zeit.
Und bist so weit von jenem Tag getrennt,
Daß die Erinn'rung kaum noch seinen Namen nennt.

Die Geschichte des Heinrich Lentz.

Von Alfred Huggenberger.

1

Erstes Kapitel.

Heinrich Lentz bekommt einen Karakter.

Der Wegknecht Martin Lentz war keiner von den Großen in Lentzenholz, und er wollte auch mit seinem Sohne Heinrich nicht oben hinaus, wie er oft und ehrlich versicherte. Aber eine richtige Erziehung glaubte er seinem Sprößling schuldig zu sein, und unter Erziehung verstand der Lentzenmarti in erster Linie das Beibringen der Erkenntnis, daß ein geborener Lenzenholzer vermöge dieser einen, unverlierbaren Eigenschaft eine gewisse Vorzugsstellung in der Welt einnehme, insbesondere und vor allem den Bewohnern des Nachbardorfes Kasparshub gegenüber.

Schon die schöne freie Dorflage an der Sonnenhalde des Lentzenberges durfte als ein von Gott absichtlich erteiltes Ausnahmerecht betrachtet werden. „Man bekommt ganz andere Gedanken, wenn man die Sonne sozusagen aus der ersten Hand hat, als wenn man, wie die dahinten, erst warten muß, bis sie um den Berg herum kommt und ihre schönste Kraft dahin ist", pflegte der Marti zu sagen. Er konnte das Wort Kasparshub nicht in den Mund nehmen, ohne sich innerlich etwas zu vergeben, weshalb er für gewöhnlich nur von „denen dahinten" redete.

Diese Bezeichnung für die Bewohner des Nachbardorfes war übrigens in Lentzenholz die übliche, denn der Marti stand mit seinen Anschauungen nicht etwa vereinzelt da. Die alteingewurzelte, bis zur Feindschaft gesteigerte Eifersucht auf alles, was auch nur nach Kasparshub roch, blühte einem zu jenen Zeiten noch aus jedem Gärtlein entgegen. Sie lag in der Luft, im Schoppen Wein, der auf dem Tisch des Rößliwirtshauses blinkte, und ging mit diesem unverletzt in das dickflüssige Blut der Lentzenholzer Dorfgenossen über.

Der kleine Heinrich Lentz war noch kaum in die ersten Anfangsgründe der Schulweisheit eingeführt, als das Wissen um die wichtigsten Dorfangelegenheiten bereits als wertgehaltenes Lebensgut bei ihm festsaß. Es war ihm geläufig, daß die beiden Bauerndörfer Lentzenholz und Kasparshub nach ungeschriebener Ueberlieferung vor Jahr und Tag von zwei Brüdern, Lentz und Kaspar, gegründet worden waren, die sich unter dem gleichen Dach nicht vertrugen, die indes die liebe Möglichkeit, sich gegenseitig zu ärgern und in Schaden zu bringen, keineswegs durch ungeschickt gewählte Wohngelegenheit aus der Hand geben wollten. Er wußte aber ebenso bestimmt, daß diese Ueberlieferung ein Märchen war, und es erfüllte sein Herz jedesmal mit Genugtuung, wenn er auch von anderer Seite die Auslegung seines Vaters bestätigt fand, nach der in Kasparshub ursprünglich nur ein Schafstall gestanden, aus dem sich dann mit der Zeit das Wirtshaus zum Schäfli entwickelt habe. Natürlich konnte man dessen vormalige Bestimmung trotz des neuen, hochmütigen Schildes „Zum Adler" heute noch aus jedem Winkel riechen. Die Lentzenholzer Gassenknirpse taten sich eine wahre Wollust an, wenn sie in Nachahmung der größern, bereits zum Turnunterricht herangezogenen Mitschüler im Gänsemarsch die Dorfstraße hinunterwackeln und dazu den Kehrreim singen konnten:

Links, rechts, links,
In Kasparshub, da stinkt's!

Freilich geschah es bisweilen, daß die Mitglieder des kleinen Gesangvereins noch am selben Tage einen schweren Aerger erleben mußten, indem sie etwa beim Reisigsammeln im Lochauer Hölzchen unversehens auf eine ins Gesträuch gehängte Strohpuppe mit offenbarer Affenähnlichkeit stießen, über die sie dann regelmäßig mit einmütiger Zerstörungswut herfielen, um die bis zur unbedingten Unkenntlichkeit zugerichteten Ueberreste von Kopf und Rumpf, Schwanz und Gliedmaßen nach allen Richtungen der Windrose zu verstreuen und hierauf über die neueste Untat „derer dahinten" zu Hause beförderlich Klage zu führen. Aber auch das laute Aufbegehren der Alten half eben nicht über die unangenehme Tatsache hinweg: die von Kasparshub hielten an ihrer lügenhaften Erfindung nach wie vor fest und ließen keinen Deut davon abmarkten, daß ihre Nachbarn zu Lentzenholz sich früher, da noch alles Wald war, auf den Bäumen aufgehalten und daß ihre Arme sonderbarerweise länger als die Beine gewesen seien. Erst später, gewissermaßen dem Nachahmungstriebe gehorchend, hätten sie menschliche Gewohnheiten angenommen.

Der Lentzenmarti betrachtete es als den ersten greifbaren Erfolg seiner Erziehung und gewissermaßen als einen Wechsel auf die Zukunft, daß sein Einziger sich die Zwistigkeiten zwischen Dorf und Dorf frühzeitig zu einer bedeutsamen Angelegenheit machte und insbesondere die boshafte Abstammungslehre der Widersacher sich derart zu Herzen nahm, daß er manchmal vor innerer Erregung das Essen verschmähte. Wenn die um viele Jahre ältere Schwester Annette, die an Stelle der verstorbenen Mutter den Haushalt führte, den Knaben hierüber hart anfuhr und ihn sogar tätlich abstrafen wollte, so nahm ihn der Vater des bestimmtesten in Schutz. „Der Bub hat bereits Karakter",*) stellte er mit Befriedigung fest, wobei er sein Lieblingswort mit den beiden harten K möglichst tief heraufholte. „Für einen Lentzenholzer, der keinen Karakter hat, zahl' ich den Wurstpreis, mehr nicht." Er sprach dem Niedergeschlagenen mit eindringlichen Trostesworten zu; kein einziger Mensch außer den Kasparshuber Schafböcken glaube ja an deren blödsinnigen Affenlug. Und er, Marti, wisse im Notfall mehr als hundert Sprüche und Stücklein, mit denen man die dahinten bis zum Blauwerden fuxen und wild machen könne.

Aber wenn er dann sogleich eins ums andere der Reihe nach erzählen und hersagen sollte, war er gewöhnlich mit einer Ausrede bei der Hand. Erstlich brauche ein Schulerbub nicht alles zu wissen, und dann kämen ihm die Sachen immer nur zu gewissen Zeiten in den Kopf, das heißt, wenn er aufgelegt sei.

Solche Stunden des Aufgelegtseins stellten sich in der Regel ganz unerwartet ein. Vor allem pflegte die Kirschenreife sie zu bringen, die in Martis Jahr ausgesprochen die hohe Zeit bedeutete. Auf der obern Einfangwiese, von der aus man Dorf und Höfe und sogar einen Teil der Kasparshuber Gemarkung bequem überschauen konnte, besaß er einen stattlichen Kirschbaum, gewissermaßen die Krone seines kleinen Besitztums. Wenn es auf den Sommer ging und die hochbegehrten Früchte sich langsam zu röten und nach und nach dunkel zu färben begannen, stieg der Lentzenmarti jeden lieben Tag einmal hinauf, um seine Sinne an dem Wunder der Kirschenwerdung zu weiden. In seinem Leben zählten recht eigentlich nur die vollen Kirschenjahre mit. „Man ist dem innern Menschen doch auch etwas schuldig", pflegte er zu sagen, wobei er unter dem innern Menschen nicht etwa die unedeln Eingeweide verstand. „Brot und Kartoffeln kann jeder auf den Tisch bekommen, auch wenn er nicht über einen Schuh breit Land zu regieren hat. Sogar Gesottenes und Gebratenes. Aber so, wie ich mir die Welt ansehe, hat es einer erst dann zu etwas gebracht, wenn er jedes Jahr einmal zwei Wochen lang, wann immer ihn die Lust ankommt, Sonntags oder Werktags, auf seinen eigenen Baum steigen und Kirschen essen kann, so viel als ihm gut dünkt und er in die Haut hineinbringt. Wohlverstanden, auf seinem eigenen Baum, von dem ihn weder Freund noch Feind hinwegweisen darf. So einer ist noch nie an unreinem Blut gestorben, denn das weiß doch ein Kind, daß baumgepflückte Kirschen, halt weil man da gleichsam den Sonnenschein mit hinunterschluckt, den Doktoren den Verdienst schmal machen."

Heinrich freute sich jeweilen schon lange vorher auf die Kirschentage. Nicht bloß wegen des süßen Gaumentrostes, sondern weil da der Vater fast immer den Sonntagsmenschen anhatte. Es war eine herrliche Sache, nach dem in luftiger Höhe neben den Vögeln des Himmels eingenommenen Mahl auf dem Rasenbänklein im Schatten des gastlichen Baumes zu sitzen und den Leuten auf dem Felde beim Schaffen zuzusehen.

„Die dahinten haben ihre Kirschbäume umgehauen", fing dann der Marti etwa mit einer geringschätzigen Kopfbewegung nach der Kasparshuber Seite hin zu philosophieren an. „Sie sagen, sogar ein Holzapfelbaum bringe mehr Geld als so ein unnützer Bodenaussauger und Starentrost. An die Gesundheit denken die natürlich erst, wenn sie krank sind. Und weil in ihren Köpfen ein Rädlein ausgerenkt ist, so können ihre Gedanken nur immer den gleichen Umgang nehmen. Wenn einer eine Kuh hat, so will er zwei. Derlei Leute muß es auch geben, damit ihrer von allen Sorten sind. Aber nachzumachen braucht man ihnen nichts."

Auf dieses hin kam er meistens ohne weiteres ins Erzählen. Erlebtes und Ueberliefertes, Scherz und Schelmenstück zog er, wie an eine Schnur gereiht, aus dem Kästlein seiner Erinnerungen hervor, immer mit den gleichen Mätzchen aufgeputzt und mit Saum und Troddel versehen. Die überwiegende Mehrzahl der Schwänke beschäftigte sich mit Kasparshuber Dorfgenossen, die an Dummheit sogar ihre eigenen Mitbürger übertrafen, was nach Martis Meinung sehr viel besagen wollte. Er berichtete vom Mockensali, der sich einen Ruhm daraus machte, einmal mit sieben Lentzenholzern geschlegelt und dabei mehr bekommen zu haben als alle sieben. Vom Brüglischuhmacher, der sich um sein Dorf dadurch ein Verdienst zu erwerben suchte, daß er während dreißig Jahren sämtliche Haus- und Feldmäuse, die lebendig einzufangen ihm vergönnt war, bei Nacht und Nebel über die Banngrenze trug, um sie auf Lentzerholzer Boden mit entsprechenden Segenswünschen versehen der goldenen Freiheit zurückzugeben.

Hierauf kam der Kehlhofbauer Stöckli an die Reihe. Der war um seines Dörfligeistes willen sogar um einen Tag am Leben zu kurz gekommen. Vor unbändiger Freude

*) Das Wort deckt in der Mundart ausschließlich den Begriff von Ehrgefühl, Selbstmeinung.

darüber, daß der Kasparshuber Gemeindestier anläßlich einer Zuchtochsenschau in Schmelzach die erste Prämie davontrug, während demjenigen von Lentzenholz in richtiger Würdigung seiner Eigenschaften eine Null aufs Horn gebrannt wurde, hatte sich der Kehlhofer an dem betreffenden Freitagabend einen dauerhaften Rausch angetrunken, aus dem er erst am Sonntag früh gegen neun Uhr wieder zum Dasein erwachte. Seiner Meinung nach hatte er nur drei oder vier Morgenstunden verschlafen. Um nun das Versäumte möglichst rasch wieder nachzuholen, machte er sich sogleich ohne Frühstück nach der Haldenzelg hinaus und grub im Schweiße seines Angesichtes Kartoffeln aus, bis die von Schonen herauf heimkehrenden Kirchgänger ihn lachend über den Irrtum in seiner Zeitrechnung aufklärten.

Aber auch der Präsident Mauch blieb nicht vergessen. Von ihm ging die Rede, er habe sich überstudiert, weil es denen von Lentzenholz gelungen war, ganz im heimlichen durch Errichtung dreier Straßenlaternen eine wirkliche Dorfbeleuchtung herzustellen und damit seine Gemeinde zu überflügeln. Wohl mußte dann das Versäumte in aller Eile nachgeholt und das Nachbardorf sogar durch den Luxus einer vierten, wenn auch rein unnützen Laterne in den Schatten gestellt werden. Aber trotz dieser überflüssigen Helle konnte Mauchs verlorener Verstand nicht mehr aufgefunden werden.

Ganz zum Schluß mußte gewöhnlich der „Halbdunkel" oder „Wasserfuchs" aufrücken, für dessen Erledigung der Marti immer ein besonderes Fläschchen Lauge im Hinterhalte bereithielt, das er ihm am liebsten ohne Umstände in sein Negergesicht gespritzt hätte. Nach seiner launigen Schilderung besaß nämlich die Vorderansicht des „Halbdunkel" die auffallende Eigentümlichkeit, daß die Nase in vollständiger Ermangelung des Nasenbeines gewissermaßen zur Oberlippe gehörte und beim Sprechen mit dieser zusammen die muntersten Bewegungen ausführte, während sie sich bei einem recht vergnüglichen Grinsen ihres Besitzers beinahe flach hinlegte. —

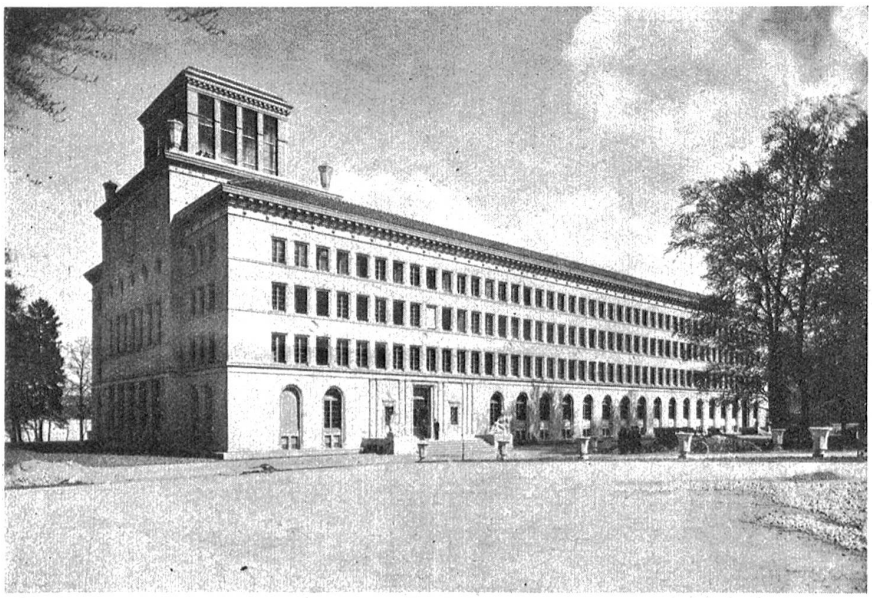
Der Marti mußte jeweilen ausspucken, wenn er das beschrieb, und er konnte die ärgerliche Sache auch sonst nicht mit dem rechten Behagen erzählen. „Auf die Art, wie ich gesagt habe, hat der „Halbdunkel" jedesmal gegrinst, wenn ihm einer der unsern der Wahrheit gemäß vorhielt, er sei schuld daran, daß die köstlichste Gabe des Lentzenberges, die süße und reiche Quelle droben in der Erlensenke keinem der beiden Dörfer zugut komme, sondern als das unnütze Lentzenbächlein ins Land hinab laufe. Indem der Unflat nämlich bei Nacht und Nebel da oben einen Markstein versetzt hat, kommt die Quelle jetzt just auf der Grenzlinie zwischen seinem Streifen Fötzelwaldes und dem Lentzenholzer Gemeindeland ans Tageslicht, während sie vordem unser alleiniges unantastbares Eigentum gewesen. Ja, wenn wir halt das schöne Wasser nur zur rechten Zeit gefaßt und

Morgensonne. (Phot. von F. Stauder.)

weggeleitet hätten, statt uns mit dem Rößlibrunnen und mit den paar stinkigen Pumplöchern zu behelfen! — Ein Glück kann man's eineweg nennen, daß beim „Halbdunkel" die Dummheit zeitweise noch über die Schlechtigkeit Meister gewesen. Denn damit, daß er die Marche um einen Schuh breit zu wenig verrückt hat, ist denen dahinten der Spaß auch verderbt worden. Es hat nichts geholfen, daß sie zwei Jahre lang mit uns im Prozeß gelegen: das Wässerlein rinnt nach wie vor frei und ledig den Balchenrain hinab und macht sich auf dem Weg über die Kasparshuber Brunnenstube lustig, in der, wenn's drei Wochen nicht geregnet hat, die Zigeuner übernachten können."

Heinrich war nie zufrieden, er wollte immer noch mehr hören; und wenn dem Vater der Stoff ausging und er wieder vorn anfangen mußte, so geriet das Lachen des eifrigen Zuhörers darum nicht weniger herzhaft, als wenn ihm etwas Nagelneues aufgetischt würde.

Der Marti war in solchen Stunden für alles zu haben. Einzig die Geschichte von der großen Schlägerei an der Schonener Kilbi mußte ihm Heinrich jedesmal förmlich



Das neue Gebäude des Internationalen Arbeitsamtes in Genf.
Beim Eingang die beiden von der Schweiz gestifteten Statuen „Gerechtigkeit" und „Frieden".

abkaufen, die bekam er, auch wenn's gut ging, nur einmal im Jahre zu hören. Aber der Vater brauchte nur seine harte, lederfarbene Werkhand mit einer gewissen Absichtlichkeit wie ein Kampfandenken aufs Knie hinzulegen, dann lebte Heinrich in scheuer Betrachtung dieser Hand mit dem verkrümmten, um ein Glied verkürzten Kleinfinger das aufregende Ereignis mit allen Einzelheiten vom ersten bis zum letzten Augenblick durch und bereicherte und festigte sein Wesen mit verschwiegenen Vorsätzen. (Fortsetzung folgt.)

Das neue Gebäude des Internationalen Arbeitsamtes in Genf.

Am 6. Juni letzthin wurde in Genf das neue Gebäude für die Bureaux des Internationalen Arbeitsamtes feierlich eingeweiht. Der weitläufige geräumige Bau ist wundervoll am See gelegen, und sein Erbauer, der Lausanner Architekt Georges Epitaux, hat ihm ein zweckbetontes und charaktervolles Aussehen gegeben.

Man weiß, daß im Juli 1920 das unter der zielbewußten energischen Leitung des Franzosen Albert Thomas stehende internationale Institut von London an den Genfersee übersiedelte, wo es sich provisorisch in Pregny in einem alten Erziehungspensionat für junge Leute einrichtete. Hier fühlte es sich bald sehr beengt, und ein Neubau wurde dringende Notwendigkeit. Im Jahre 1922 bot der Schweizerische Bundesrat dem Völkerbunde den schönen Bauplatz von Sécheron am See gratis an, und daraufhin beschloß die Völkerbundsversammlung einen Kredit von 3 Millionen Franken für den Bau des neuen Arbeits-Palastes.

An der Einweihungsfeier nahmen die sämtlichen Notabilitäten des Völkerbundes teil, dann das in Bern akkreditierte diplomatische Corps, die Abordnungen des Bundesrates, des Kantons und der Stadt Genf. Bundespräsident Häberli eröffnete die lange Reihe der Reden; es sprachen unter anderm die Herren Arthur Fontaine, Präsident des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes und dessen beredter Direktor, Albert Thomas. Nach dem offiziellen Teil und dem Bankett folgten symbolisch-künstlerische Darbietungen, von Kindern ausgeführt auf einer Freilichtbühne, die im Parke aufgeschlagen war.

Das Gebäude enthält neben einer endlosen Flucht von konfortabel eingerichteten Bureauräumen einige sehr repräsentative Säle und Sitzungszimmer. Erwähnenswert vor allem ist der große Konferenzsaal mit dem schwer vornehmen Getäfel und dem prachtvollen von Frankreich gestifteten Goblin. (Vergl. Abbildung S. 405.) Die Schweiz schenkte dem Gebäude die zwei mächtigen Steinfiguren vor dem Haupteingang (siehe Abbildung S. 404), die Gerechtigkeit und den Frieden darstellend; es sind Werke des Genfer Bildhauers Luc Jaggi.

* * *

Das Internationale Arbeitsamt wurde errichtet in Ausführung des Artikels 23 der Völkerbundsakte, wo es heißt, daß die Staaten sich bemühen werden, billige und humane Arbeitsbedingungen für Männer, Frauen und Kinder zu schaffen und aufrecht zu erhalten im ganzen Gebiet des Völkerbundes. Der Internationalen Arbeitsorganisation sind zwei Hauptaufgaben zugewiesen. Die erste davon ist die Förderung der internationalen sozialpolitischen Gesetzgebung durch eine jährlich tagende Konferenz, welche Entwürfe und Uebereinkommen beschließt, die dann den Regierungen und Parlamenten der Mitgliederstaaten zur Ratifizierung vorgelegt werden. Die zweite Hauptaufgabe der Organisation ist die Sammlung und Verbreitung von Nachrichten über alle Gegenstände der Sozialpolitik und die internationale Ausgleichung der sozialen Reform. Das Budget der Internationalen Arbeitsorganisation wird von der Völkerbundstagung aufgestellt und beträgt ungefähr 7½ Millionen Franken.

Welches sind die Leistungen der Internationalen Arbeitsorganisation?

Bis heute fanden acht Arbeitskonferenzen statt: 1919 in Washington, 1920 in Genua und ab 1920 in Genf, die letzte begann anfangs Juni dieses Jahres. In Washington wurde als wichtigstes Uebereinkommen die achtstündige Arbeitszeit oder die 48stündige Arbeitswoche beschlossen. Bekanntlich haben die großen Industriestaaten Europas, aber auch die Schweiz, das Abkommen noch nicht ratifiziert. Die Genueser Tagung behandelte nur Fragen des Arbeiterschutzes in der Schiffahrt. In Genf wurde 1921 das Problem des landwirtschaftlichen Arbeiterschutzes besprochen. Die rechtliche Seite der Frage, ob das Washingtoner Abkommen (Achtstundentag) auch für die Landwirtschaft Geltung haben solle, wurde dem Haager Gerichtshof zur Entscheidung vorgelegt. Im Jahre 1922 erörterte man Angelegenheiten der innern Organisation des Amtes. Die fünfte Konferenz sodann behandelte die Frage der Arbeitsaufsicht und Unfallverhütung und die sechste regelte die Nachtarbeit in Bäckereien. Viele der hier angeschnittenen Probleme wurden erst in der Konferenz von 1925 endgültig erledigt.

Bis zum Oktober 1924 waren beim Generalsekretär des Völkerbundes 142 Fälle von Ratifikationen internationaler Uebereinkommen eingetragen. Die meisten Ratifikationen weisen auf: Estland 15, Polen 14, Rumänien 11, Italien 11, Bulgarien und Indien je 9, Oesterreich, die Tschechoslowakei, Schweden und Spanien haben bis jetzt je 8 Ratifikationen vollzogen usw. Frankreich und Deutschland zeichneten sich bis 1924 durch vollständige Enthaltsamkeit aus.

Im folgenden seien einige wichtige Probleme genannt, deren Lösung sich das Arbeitsamt zur Aufgabe gemacht hat. 1. Untersuchung des Einflusses der von verschiedenen Ländern befolgten Valuta-, Finanz- und Handelspolitik auf die gegenwärtige große Arbeitslosigkeit. Die Ergebnisse die-